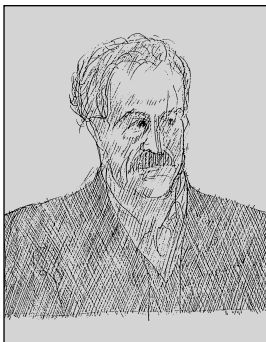


Jürgen W. Falter

Halkyonische Tage, hyperboräische Abende und ein unvollendetes Buch



Geboren 1944 in Heppenheim a. d. B.; Studium der Politikwissenschaft und Neueren Geschichte in Heidelberg, Berlin (FU), Ann Arbor/MI und Berkeley/CA Diplom in Politikwissenschaft 1968, FU Berlin; Promotion zum Dr. rer. pol. 1973 und Habilitation 1981, Universität des Saarlandes. Seit 1993 ordentlicher Professor der Politikwissenschaft Johannes Gutenberg-Universität Mainz; 1983–92 ordentlicher Professor Berlin (FU); 1973–83 Professor Hochschule der Bundeswehr München; 1985 Ruf an die Universität Genf (Schweiz), abgelehnt; 1999 Ruf an die Universität Bonn, abgelehnt; 1977/78 Kennedy Fellow, Harvard University; 1981/82 Visiting Professor, Johns Hopkins University, Bologna/Italien; 1992 Visiting Professor, University of Minnesota. Vorsitzender der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft 2000–03, seit 1994 Mitherausgeber der *Politischen Vierteljahresschrift (PVS)*. Forschungsschwerpunkte: Wahlen und politische Einstellungen, Rechts- und Linksextremismus, Historische Wahl- und Mitgliederforschung. Ca. 160 Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, Sammelbänden und Lexika. Neuere Buchveröffentlichungen.: *El extremismo político en Alemania* (Barcelona, 1997). *Rechtsextremismus*, herausgegeben mit Hans-Gerd Jaschke und Jürgen Winkler (Opladen, 1996). *Wer wählt rechts?* (München, 1994). *Hitlers Wähler* (München, 1991). *Politische Theorie in den USA*, mit Harro Honolka und Ursula Ludz (Opladen, 1990). – Adresse: Institut für Politikwissenschaft, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz.

Womit anfangen? Der guten oder der schlechten Nachricht? Beginnen wir mit der schlechten, dann haben wir es hinter uns: Das Buch, das ich während meines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg schreiben wollte, ist nicht zustande gekommen. Ich hatte vor, meine jahrelangen Forschungen

über die Mitglieder der NSDAP 1925–1933, für die wir bereits 1989 eine große Stichprobe von 42.000 Fällen aus den Beständen des Berlin Document Center gezogen hatten, endlich abzuschließen und das Ergebnis zu Papier zu bringen. Gründe für das Scheitern des Publikationsprojektes gibt es viele, gute und weniger gute; ein Gefühl der Unzufriedenheit bleibt dennoch zurück. Eines ist klar: Am Wissenschaftskolleg lag es trotz der mannigfachen Anregungen und Ablenkungen, die ich dort erfahren habe, nicht, weder an den konstruktiven Vorschlägen einiger Mitfellows noch an den dekonstruktivistischen Attentatsversuchen anderer, die mir weiß machen wollten, die Art der quantitativ verfahrenen empirischen Wissenschaft, die ich betriebe, sei hoffnungslos „out“. Selbst an den an- und aufregenden Verlockungen der Stadt Berlin lag es nicht. Am Ende muß ich es einzig und allein mir und den von mir geschaffenen bzw. geduldeten Umständen zuschreiben, daß aus den hochfliegenden Plänen nichts wurde.

Beginnen wir mit den weniger guten Gründen, zu denen zuallererst die (freilich unvermeidliche) Torheit zählt, weiter meine Prüfungs- und Gremienverpflichtungen in vollem Umfange zu erfüllen, was insgesamt 21 Arbeitstage Abwesenheit nach sich zog. Hinzu kamen zusätzliche Absenzen aufgrund zweier laufender Berufungsverfahren in Mainz sowie eigener Berufungsverhandlungen im Zusammenhang mit meinem Ruf an die Universität Bonn. Dann weitere unabwendbare Belastungen wie zwei Habilitationen, von denen ich eine als Erstgutachter zu betreuen hatte, sowie viel zu viele extrauniversitäre Gremienverpflichtungen. Eindeutig auf der Negativseite zu verzeichnen ist auch der Berg unerledigter Arbeiten, die ich aus Mainz mit nach Berlin gebracht hatte, um sie in den ersten vier Wochen meines Aufenthaltes zu erledigen: MA-Arbeiten, Seminarreferate, Vortrags- und Publikationsverpflichtungen, Gutachten über Kollegen, die sich an anderen Universitäten beworben hatten, über Forschungsprojekte etc. Als dieser Berg des Liegegebliebenen abgetragen war, schrieben wir bereits Januar! Meine Warnung an alle nachkommenden Fellowgenerationen: Bringt nichts Liegegebliebenes mit, schiebt nichts auf die lange Wiko-Bank, sondern erledigt es entweder vor Eurer Abreise oder laßt es einfach noch einmal zehn Monate liegen, dann hat vieles sich von selbst erledigt, vielleicht auch Euer Ruf als pünktlicher und zuverlässiger Ablieferer, Gutachter etc.

Als ich endlich dazu kam, mich intensiver um das Buch zu kümmern, traten bei den statistischen Auswertungsarbeiten unerwartete Datenprobleme auf. Die erwähnte Stichprobe setzt sich streng genommen aus zwei Teilstichproben zusammen, die von unterschiedlichen Teams gezogen und datenmäßig erfaßt worden waren, einem Berliner Team, das sich aus Mitarbeitern meines damaligen Lehrstuhls rekrutierte, und einem

Minnesota-Team, das von *graduate students* der University of Minnesota gebildet wurde. Es stellten sich bei diesem zweiten Team Ungereimtheiten und Fehler in der Datenaufnahme heraus, die wir zuvor nicht entdeckt hatten. Ein nicht geringer Teil meiner Arbeit war der Analyse dieser Ungereimtheiten gewidmet. Unterbrochen wurde diese Arbeit immer wieder durch Vortragsverpflichtungen bei allen möglichen Institutionen, von diversen Medienauftritten, etwas Politikberatung quer durch das politische Spektrum von den Grünen bis zur CSU, und der Niederschrift bzw. Endredaktion mehrerer wissenschaftlicher Publikationen.

Und damit sind wir endlich bei den positiveren Nachrichten, dem produktiven Teil meines Aufenthaltes. Im Rückblick habe ich nach wie vor das Gefühl, trotz aller Abwesenheiten und Ablenkungen ziemlich intensiv am Schreibtisch gesessen zu haben; mein ohnehin schon recht unbeholfenes Golfspiel jedenfalls ist keineswegs besser, sondern eher schlechter geworden, und zum regelmäßigen Tennisspielen kam ich entgegen meinen Plänen ebenso wenig wie zum Segeln. Herausgekommen ist in den zehn Monaten wohl doch eine einigermaßen vorzeigbare Strecke von wissenschaftlichen Produkten, darunter zwei Vorträge zum Thema des unvollendeten Buches, der eine über die sog. Märzgefallenen, also die NSDAP-Mitglieder, die erst nach der „Machtergreifung“ und in Massen sogar erst nach dem Wahlerfolg der NSDAP im März 1933 in die Partei eintraten, der andere über Arbeiter unter den NSDAP-Neumitgliedern, wobei hier ein Hauptergebnis ist, daß unter den NSDAP-Neumitgliedern der Jahre 1925 bis 1932 rund 40 Prozent Arbeiter waren, und zwar Arbeiter, die keineswegs ausschließlich oder auch nur überwiegend aus „atypischen“ Arbeiterberufen kamen, also etwa dem Agrarsektor oder dem kommunalen Versorgungsbereich, sondern in ihrer Mehrzahl Facharbeiter aus ganz und gar typischen Handwerks- und Industriesparten waren. Neben einem Berg statistischer Auswertungen bilden diese beiden Vorträge eine erste materielle Grundlage für das Buch, das ich unbedingt im nächsten Forschungssemester beenden möchte.

Weiter ist die Fertigstellung (und mittlerweile erfolgte Publikation) zweier umfangreicher Sammelbände zu vermelden, die ich zusammen mit anderen herausgegeben habe. Einer befaßt sich mit dem Thema „50 Jahre politische Kultur in Rheinland-Pfalz“, der andere unter dem Titel „Wirklich ein Volk? Die politischen Orientierungen von Ost- und Westdeutschen im Vergleich“ mit Unterschieden der politischen Kultur in den alten und neuen Bundesländern. Im Herbst 1994 und 1998 waren *dieselben Personen* sowie 1998 eine weitere, davon unabhängige Stichprobe mit Hilfe eines umfangreichen Fragebogens zu ihren politischen Präferenzen und Abneigungen, zu ihren Einstellungen gegenüber Demokratie und Diktatur, Juden und Ausländern, Nationalsozialismus und DDR etc. befragt

worden. 2002 soll eine weitere Befragung dieser Personen folgen. Im vorliegenden Band geht es um die Entwicklung zwischen 1994 und 1998, wobei eines der bemerkenswerteren Ergebnisse sein dürfte, daß sich auf der Umfrageebene gesamtdeutsch keine, wohl aber in den neuen Bundesländern eine signifikante Verstärkung rechtsextremer politischer Einstellungen im Beobachtungszeitraum feststellen läßt.

Neben der Endredaktion dieser beiden Sammelbände fällt die Niederschrift von insgesamt sechs Aufsätzen und Lexikonbeiträgen in die Zeit meiner Tätigkeit am Wissenschaftskolleg. Zwei der Aufsätze beschäftigen sich mit Problemen der Wechselwahl; Ergebnis ist, daß in den herkömmlichen, auf Rückerinnerungen beruhenden Analysen die Zahl der Wechselwähler gravierend unterschätzt wird; die anderen Aufsätze befassen sich noch einmal mit der Übertragbarkeit des Konstruktes „Parteiidentifikation“ auf die Bundesrepublik und der Entwicklung des Rechtsextremismus in Deutschland zwischen 1994 und 1998, die Lexikonbeiträge schließlich mit „Behavioralism“, einer politikwissenschaftlichen empiristischen Strömung der 50er und 60er Jahre, für die *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* und mit dem Eintrag „Parteien und Parteiensysteme“ für die Neuauflage des *Evangelischen Staatslexikons*. Hinzu kommen Zeitungs- und Magazinartikel für die *FAZ*, den *Focus* und andere Organe.

Was also ist das Resümee nach nunmehr fast zehn Monaten Wissenschaftskolleg? Faul ist er nicht gewesen, der Fellow Falter, das selbst gesetzte Klassenziel hat er aber leider nicht erreicht. Ein Nachsitzen gibt es dennoch nicht – eigentlich schade. Zum ersten Mal im Leben würde ich das als Chance und Belohnung verstehen. Warum dies so ist, sollte nach Lektüre meines nachstehenden kleinen, nostalgischen Abschiedsgrußes an das Wissenschaftskolleg verständlich werden.

Nach neun Monaten, drei Wochen und ein paar Tagen nun auch schriftlich Resümee zu ziehen, weckt geradezu zwangsläufig wehmütige Gefühle: Ach was war's, nein ist's im Grunewald so schön, ein schöner Land als das zwischen Hertha-, Diana- und Halensee, eine schönere Institution als das Wissenschaftskolleg zu Berlin gibt's wohl nicht in unsrer Zeit. So wie das Christentum die Idee der Vorhölle als Wartestation auf dem Weg der Gerechten ins Himmelreich geschaffen hat, muß einem Teufel wohl das Wissenschaftskolleg als eine Art Vorhimmel eingefallen sein, ein paradieshafter Limbus auf dem Rückweg in das Fegefeuer der Massenuniversitäten und Provinzmetropolen, eine Institution mit höchstem Komfort und intellektuellem Anspruch, deren Licht nur dadurch verdunkelt wurde, daß ständig eine Art Damoklesuhr über unserem Aufenthalt tickte: das Bewußtsein nämlich, man müsse nach exakt zehn Monaten eben dieses gerade entdeckte Paradies wieder verlassen, die schmerzliche

Erkenntnis, daß es eben doch nur ein geborgtes Paradies sei, an dessen Ausgang unausweichlich die Vertreibung in die jeweilige Herkunftsprovinz, in die Wuseligkeit und Hektik einer überfüllten, unterausgestatteten Universität stehe.

Aber vielleicht handelt es sich ja gar nicht um das Paradies, sondern nur um das Schlaraffenland, in dem einem Ingo Herzog, Christine Klöhn, Christiane Kiesewetter, Katharina Speder und die anderen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen lassen, Gesine Bottomley und ihre Mitarbeiter im Handumdrehen jedes gewünschte Buch auf den Tisch zaubern, Hans-Georg Lindenberg und seine Crew das Internet mit einer solchen Geschwindigkeit auf den Bildschirm flitzen lassen, daß man süchtig werden könnte, Christine von Arnim und Andrea Friedrich einem die Wünsche und administrativen Sorgen geradezu von den Augen ablesen. Und dann erst Barbara Sanders am Empfang: oh wären doch alle Zerberusse der Welt tagaus tagein so lieb, so kompetent, so fröhlich und so herzlich gestimmt.

Das Schlaraffenland als Paradies? Das Paradies als Schlaraffenland? Wie auch immer: Eine notwendige Vorbedingung des Wohlbefindens war die gleichzeitige Anwesenheit geistes- und seelenverwandter Konfellows, mit denen sich nicht nur trefflich parlieren, sondern auch leben ließ. Was wären die vielen Mittagessen ohne die mitunter durchaus ernsthaften Gespräche mit den Kockas, den Sadowskis, den Spittlers und manch anderen gewesen, was die langen, feuchten Donnerstagabende ohne die heiteren Frotzeleien und Blödeleien mit den Bermbachs, den Gernhardts, mit Eberhard Jüngel, dem ebenso zitierstarken wie lebensfrohen Ephorus des Tübinger Stifts, mit Hans Georg-Lindenberg und den vielen anderen, was die Fußballeuropameisterschaft ohne so fachkundige Kommentatoren und Mitleidende wie Claus Leggewie, Dieter Grimm und Wolf Lepenies, was der ganze Aufenthalt ohne die teils gemeinsame, teils getrennt erfolgende Entdeckung der Berliner Spitzengastronomie, der Brandenburger Seen, der Weite der Mecklenburger Landschaften und der Ostseeküste? War's denn auch vielleicht kein Paradies, so war's doch absolut paradisisch. Ich möchte keinen der halkyonischen Tage, bis auf einen einzigen, der hier ungenannt bleiben soll, an dem mich meine Sucht nach Wortspielereien und Kalauern gar zu weit forttrieb, und schon gar keinen der hyperboräischen Abende des Millenniumjahrgangs 1999/2000 missen.

PS: Läßt sich ein Paradies, jener ideale Ort des permanenten Wohlbefindens, des Einklangs von Seele und Körper, Geist und Natur noch verbessern? In kleinen Dingen ganz sicher. Als verbesserungswürdig wurde beispielsweise in jenen informellen Zirkeln, die sich wohl in jedem Jahrgang sehr schnell herausbilden, immer wieder die Besetzung der Donnerstagabend-Präsentationen für das Berliner Publikum angesprochen,

die Frage, ob sie denn *auch* ein Abbild des jeweiligen Fellowjahrgangs oder nur ein – für Außenstehende nicht immer leicht nachvollziehbarer – Octroi der Führung des Hauses darstellten; heiß debattiert wurde auch über die Form der eher monolog- als dialoghaft verlaufenden Diskussionen nach den Dienstagskolloquien. Aber das sind letztlich wohl eher Arabesken, Mäkeleien derer, die sonst nichts auszusetzen haben an einem nahezu idealen Ort der wissenschaftlichen Kontemplation und der *staff*geschützten Innerlichkeit.